BPK

Pionier Schliemann (1861), Troja-Ruinen heute, von Achill geschleifter Hektor*: „Solche gewaltigen Mauern können doch

„Schatz des Herrn Schulze“

Rudolf Augstein über den Troja-Forscher Heinrich Schliemann

Auf nach Troja!

GERHART HAUPTMANN
SCHLUSS VON „IPHIGENIE IN AULIS“

Das deutsche 19. Jahrhundert ist nicht arm an abenteuerlichen Gestalten. Aber keiner, sogar Fürst Pückler und Karl May nicht, hatte so viele Nachwirkungen und Ruhm wie unser Mann.

Wir finden ihn, als man noch nicht mit TUI reiste, in Saigon, Jerusalem, im Yosemite Park, in Tokio, New Orleans, Havanna, Kalkutta, Tunis, Veracruz, an den Niagara-Fällen, auf dem Nil, in Hongkong, in Baalbek und Odessa, in Luxor und San Francisco, auch in dem Fischerdorf Acapulco.

An der Chinesischen Mauer finden wir ihn ebenso, ganz allein; an physischem Mut wird es ihm nie fehlen. Paris, Rom und London besuchte er fast jährlich, in Paris gehörten ihm mehr als 270 Wohnungen.

Auch in den USA hatte er Hausbesitz, in St. Petersburg war er ein höchst erfolgreicher Geschäftsmann. Er kaufte Goldstaub von den Goldgräbern in Sacramento, investierte in brasilianischen Staatsanleihen und hatte ein Konto bei der damals renommierten Baring-Bank in London. Wo immer er vierzehn Tage auf einen Segler oder ein Dampfschiff warten mußte, tätigte er ein Geschäft.

Er sprach und schrieb zwölf Sprachen, zu seinem Kummer das Altgriechische nicht richtig, weil er Syntax und Duktus nicht verstand. Er log, schwindelte und betrog, er bestach und fälschte. Wo ein Karl May vier Jahre hatte absitzen müssen, wäre unserem Mann das Doppelte sicher gewesen. Auch seinen Doktor der Philosophie an der Universität Rostock hatte er sich erschwindelt und ergaunert. Nur der Name auf dem Doktor-Diplom stimmt: Heinrich Schliemann.

Bisher ist also ein begabter Glücksritter auszumachen. Das allein hätte aber nicht genügt, vom Reichskanzler Fürst Bismarck in Kissingen zum Abendessen gebeten zu werden; mit dessen britischem Gegenspieler, William E. Gladstone, einen intensiven Verkehr zu pflegen, mit dem berühmten Pathologen und Reichstagsabgeordneten Rudolf Virchow am Fuße des Berges Ida plattdeutsch zu reden; es wäre nicht genug gewesen, die Aufmerksamkeit von Sigmund Freud auf sich zu ziehen und deutsche Gymnasiasten über zwei Generationen mit seiner Person zu befassen.

Es war der Ausgräber von Troja, der Finder des sogenannten Priamos-Schatzes, der die Phantasie der Nachwelt, man kann sagen bis heute, beflügelt. Ehrenbürger von Berlin wurde er, bekam aber nicht den begehrten Orden Pour le Mérite, sondern den königlich-preußischen Kronenorden zweiter Klasse. Und der Höhepunkt: Er konnte ein Dankesschreiben von Kaiser Wilhelm I. vorweisen, nicht gefälscht.

Die Schliemann-Legende, von ihm selbst gestrickt, verläuft nach bekanntem Muster. Das Kind armer Leute, fleißig und tüchtig, hat schon als Junge einen verwegenen Traum: Er will Homers Troja entdecken, will den Trojanischen Krieg gewissermaßen à la Gettys-

* Stich von Isaac Taylor (um 1800) nach einem Gemälde von T. Stothard.

NEBE / SCHAPOWALOW

MARY EVANS

nicht ganz vom Erdboden verschwunden sein“

burg nachstellen. Der Vater, ein in Wahrheit liederlicher und verkommener Pastor, weckte in dem Kind das Interesse für Herkulaneum und Pompeji, besonders aber für den Trojanischen Krieg: „Solche gewaltigen Mauern“, dachte der junge Heinrich, „können doch nicht ganz vom Erdboden verschwunden sein.“

Schliemann, vom Erbe seiner Mutter mit 29 Reichstalern ausgestattet, begann als 19jähriger seine Karriere in Hamburg – für den Dorfjungen aus Ankershagen in Mecklenburg eine Offenbarung. Nur noch in einer Großstadt leben! wurde seine Devise. Mit Empfehlungsschreiben wohl versehen, wurde er Lagerarbeiter am Hamburger Fischmarkt. Aber das Säckeschleppen fiel dem 1,56 Meter kleinen Mann denn doch zu schwer, er fürchtete, wieder Blut zu spucken. Doch er hatte gelernt: „Geld macht schön.“

Da er Hanseat nicht werden konnte, reiste er nach Venezuela, aber nur in seiner Einbildung. Das Schiff kenterte, Schliemann schrieb nach Hause, er als einziger habe überlebt. Der Zeitung konnte man entnehmen, daß ein Schiffbruch stattgefunden hatte, aber kein einziger Schiffsinsasse ernstlich zu Schaden gekommen war. Tatsächlich wird sich Schliemann gleich nach Amsterdam begeben haben, ohne den Umweg über Venezuela.

Glück und Tüchtigkeit sollten ihn von da an nicht mehr verlassen, allerdings nur in Geschäften. Ob er Holländisch konnte? Ja, sicher, jetzt noch nicht, aber innerhalb weniger Wochen. Das machte er wahr. Nur, er wurde nicht gleich Kontorist, wie er den Schwestern schrieb, sondern Lehrjunge einer Handelsfirma. Man muß seine Sparsamkeit jetzt noch nicht „krankhaft“ nennen.

Der Pfarrerssohn ging sogar zur Kirche, in eine anglikanische, um Englisch zu lernen. Systematisch trainierte er sein Gedächtnis. Dauernd wurde er wegen Überheblichkeit getadelt, aber schließlich, er konnte auch Russisch, und so wurde er für seine Arbeitgeber unentbehrlich. Was man ihm nicht zutraute: Er unterstützte seine Familie, dem Trunkenbold von Vater schickte er sogar zwei Fässer Bordeaux.

Schliemann wollte, wie sein Chef, Großkaufmann werden, und zwar in Rußland. 24 Jahre alt, begab er sich, zunächst als Agent, nach St. Petersburg – damals hatte Rußland 40 Millionen Einwohner –, wurde aber bald sein eigener Herr.

Er brachte es zum Kaufmann 1. Gilde und mußte sich von keinem Hanseaten mehr scheel angucken lassen.

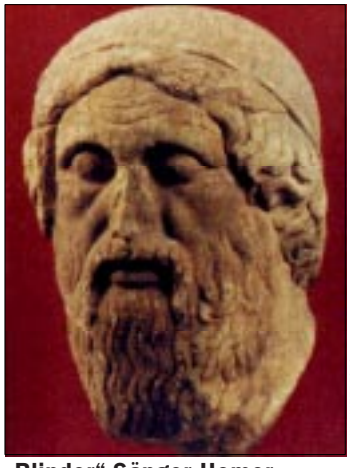
Schliemann hielt sich von leichtlebigen Damen, die er zeitweilig beobachtete, fern, und beschloß plötzlich, seine Jugendliebe Minna aus Ankershagen zu heiraten. Die aber hatte sich gerade mit einem Gutspächter verehelicht. Ein Schlag? Vielleicht. Ein folgenschwerer Schlag? Vielleicht.

Den ungeliebten Vater ließ der fanatische Briefschreiber wissen: „. . . fühle ich mich weit weniger glücklich als damals, wie ich hinterm Ladentisch in Fürstenberg mich mit dem Fischkarrer über den Hund mit dem ‚Landschwanz‘ unterhielt . . .“ Heinrich war einsam und unglücklich. Das konnte nicht ewig gutgehen. Eine Weile aber doch.

Sein jüngerer Bruder Ludwig starb 1850 als Goldgräber in Sacramento – Grund genug für Heinrich, dorthin zu reisen und eine Goldgräber-Bank zu eröffnen. Das Unternehmen war äußerst erfolgreich, dennoch verkaufte Schliemann es nach einem Jahr mit großem Gewinn. Sein Kompagnon sagte ihm Betrug beim Goldwiegen nach. Der Betrugsverdacht wird hinter Schliemann zeitlebens einen halben Schritt hergehen.

Man kann ihm aber durchaus glauben, daß er die schrecklichsten vierzehn Tage seines Lebens in Panama verbracht hat, inmitten der Seuchen- und Sumpfgebiete und umgeben von erfolglosen Goldgräberstrolchen. Statt der 30 000 mitgebrachten Dollar besaß er nun 60 000 Dollar, in einem Reisekoffer, den er keine Sekunde aus den Augen ließ. In London bei der Baring-Bank zahlte er seine Schätze ein und begab sich über Hamburg und Ankershagen zurück nach St. Petersburg.

1852 heiratete der Zurückgekehrte eine 20jährige Russin, die sich rühmen konnte, ihn zwei Jahre zuvor abgewiesen zu haben. Liebe war nicht im Spiel, es war eine reine Zweckehe. Schliemann heiratete nach russisch-orthodoxem Ritus,



FELIX / INTERFOTO

„Blinder“ Sänger Homer

vermutlich sein schwerster, wenn nicht sein einziger Fehler. Die Frau war frigide und wurde oder war bereits lesbisch, aber davon verstand er ja nichts („Warum liebst Du Madame R. so sehr?“). Jedenfalls mußte er sich seine drei Kinder nach einem Jahr Enthaltsamkeit „erzwingen“, wie er erbittert nach Hause schrieb; ein Fall für Ministerin Nolte.

An dieser Nuß hatte Schliemann noch jahrelang zu knakken. Scheiden lassen konnte er sich in Rußland nicht, so ließ er sich zum Schein im US-Staat Indiana nieder und bekam dort unter strafwürdigen Umständen beides: die amerikanische Staatsbürgerschaft und seine Scheidung.

Der Großkaufmann lieferte für den Krimkrieg 1854 bis 1856 ein Drittel des für Schießpulver benötigten Salpeters. Als der Krieg zu Schliemanns Leidwesen aufhörte, hatte er gleichwohl vorgesorgt. Auch ohne Krieg brauchte man ja Indigo zur Farbherstellung, und damit hatte Schliemann sich in Amsterdam reichlich eingedeckt.

Beinahe wäre er über seinen Geschäften noch fromm geworden. Wie immer hatte er eine Ladung Indigo und Kaffee in bar bezahlt und trug das volle Risiko. Wegen des Krieges mußten seine Waren über Königsberg verschifft werden, in Memel war dann die Übernahme geplant. Auf dem Wege nach Tilsit erfuhr er, ein Großbrand in Memel habe alle dort gestapelten Waren vernichtet.

Schliemanns Verlust: 150 000 Taler, heute umgerechnet etwa 22,5 Millionen Mark. Er kehrte um, erfuhr aber unterwegs auf einer Poststation, nur ein gewisser Schliemann habe nichts verloren. Diese Nachricht war zuviel. Schliemann weinte hemmungslos. Der Übergang von schwerem Kummer zu großer Freude raubte ihm minutenlang die Sprache. Seinem Vater schickte er dann wieder das gewohnte Geld, verlangte aber in gnadenloser Arroganz, daß dessen Fußböden dreimal wöchentlich gescheuert werden sollten.

Sophia Schliemann mit Priamos-Goldschmuck
„Schön wie die Pyramiden“

Schliemann muß, als er 41 Jahre und steinreich geworden war, auf die Idee gekommen sein, dies könne in seinem Leben ja wohl nicht alles gewesen sein. Bis dahin hatte der besessene Briefschreiber Homer nie erwähnt. Er überlegte, Großgrundbesitzer in Mecklenburg zu werden, machte aber zunächst eine 20monatige Weltreise, ging dann nach Paris und beschloß, sich der Archäologie zu widmen. Seine Frau weigerte sich, St. Petersburg zu verlassen.

So kam er auf etwas zurück, was er bisher zwar nie geträumt hatte, nun aber als „Traum seines Lebens“ bezeichnete: Mit hinlänglicher Muße besuchte er im April 1868 Korfu, Kephallenia und Ithaka. Diese Inseln wollte er gründlich durchforschen.

Im Jahre 1881, als Schliemann diese Absichten niederschrieb, log er, denn da hatte er bereits eine erfolgreiche Karriere als Ausgräber hinter sich. Tatsächlich, er hatte sich besonders für Mykene, die angebliche Königsstadt des Agamemnon, dessen „Goldmaske“ er dort gefunden zu haben glaubte, und für Ithaka interessiert.

Ithaka, dort war ja Odysseus eine Art von Obergutsherr oder auch König gewesen, wenn man den Homer wörtlich nahm. Jetzt erst wurde Homer Schliemanns Idol. Beweise brauchte er hinfort nicht mehr, wenn er die Helden Homers zeitlich und örtlich lokalisieren wollte.

FOTOS: AKG

Schliemann-Funde in Troja: Dankesschreiben vom Kaiser, nicht gefälscht

Heute sind Schliemanns Ansichten als unerheblich erkannt worden. Ihn focht Kritik niemals an. Er hielt durchaus für möglich, daß er in einer seiner gefundenen Urnen auch die Asche des Odysseus und der Penelope mit sich führe.

Er reiste nach Athen, wo ihm die Akropolis, die er ja nicht ausgraben konnte, und andere Sehenswürdigkeiten ganze elf Zeilen wert waren. Ihm gefiel die Stadt Athen, zumal er die Sprache des Landes beherrschte. Wichtiger aber, er traf einen alten Bekannten, Theokletos Vimpos, bei dem er in St. Petersburg Altgriechisch gelernt oder nicht gelernt hatte. Vimpos war jetzt Professor an der Athener Universität und gleichsam im Nebenberuf griechisch-orthodoxer Erzbischof von Mantinea und Kynuria. Der gar nicht so fromme Mann würde Schliemann dessen zweite Frau besorgen.

Schliemann näherte sich nun der an der türkischen Westküste

gelegenen Troas, Homers Ilion. Hier konnte er prähistorische Rätsel entdekken. So beginnt denn die Geschichte Trojas, von Schliemann erfunden, am 9. August 1868.

Er ritt nun nicht zu dem Hügel Hisarlik, sondern zum Ballidagh. Dort sollte nach Ansicht vieler Reisender das Troja Homers gelegen haben. Schliemann, mit ein paar Wochen Ausgräbererfahrung, versuchte sein Glück, er grub sogar selber. Ihm kam der Gedanke nicht, daß dieser Ort vor dreitausend Jahren näher zum Meer gelegen haben könnte, als er ihn jetzt vor sich sah.

Praktisch, wie er veranlagt war, engagierte er für den folgenden Tag fünf Arbeiter. Er zog bei Bunarbaschi Suchgräben von sechzig bis hundert Zentimetern Tiefe, fand aber nichts. Von diesen Bemühungen war er nie sonderlich überzeugt. Bunarbaschi/Ballidagh schied für immer aus der Zahl der Bewerberorte aus. Es würde Schliemanns Troja geben oder gar keines.

In der Zwischenzeit wählte er den heutzutage nicht mehr ungewöhnlichen Weg, sich durch eine Agentur eine Frau zu verschaffen. Er schrieb an seinen Freund, den Erzbischof von Mantinea und Kynuria: „Ich kann Ihnen nicht sa-

Er hoffte, mit Hilfe von Orden seine Kritiker zu überzeugen

gen, wie sehr ich Ihre Stadt und deren Bewohner liebe. Bei den Gebeinen meiner Mutter schwöre ich Ihnen, meine künftige Frau glücklich zu machen.“ Kurzum, er bat um Bilder einer Frau, die arm sein sollte, aber gebildet, Schönheit allerdings könne nicht schaden.

Vimpos verstand, er schickte mehrere Bilder, auch eines der Schülerin Sophia Engastromenos, aus seiner engeren Verwandtschaft. Schliemann hielt sich für einen Menschenkenner und entschied sich für die Jüngste und Schönste. Von Aussehen nicht gerade ein Frauenheld, konnte er aufgrund seiner sonstigen Eigenschaften „die Richtige“ wohl gar nicht finden. Er suchte ein „Mädchen, schön wie die Pyramiden von Ägypten“.

Natürlich wurde es keine glückliche Ehe, aber doch eine in Ehren. Sophia, auch sie hatte nicht aus Liebe geheiratet, tat aber ihre Pflicht. Gelegentlich wurde sie wegen ihrer Schönheit mehr angestaunt als ihr so sehr viel berühmterer Gatte. Auffällig ist, daß sie ziemlich vor sich hin kränkelte und erst einigermaßen gesund wurde, als Heinrich tot war.

Bevor er zum zweiten Mal heiratete, hatte Schliemann noch Ängste geäußert, ob er überhaupt noch potent sei. Er hatte sich sechs Jahre lang des Geschlechtsverkehrs enthalten. Aber siehe da, es er-

schienen bald Andromache und Agamemnon, sein viertes und fünftes Kind. Man wird sich bei einem Familienbesuch in Ankershagen gewundert haben, daß er sich mit diesen beiden Kindern nicht sonderlich gut verständigen konnte, weil er ihnen Altgriechisch aufzwingen wollte, wohingegen sie nur Neugriechisch verstanden.

In Athen ließ sich der Homer-Liebhaber einen schaurig-schönen Palazzo erbauen, mit einem Ballsaal für 300 bis 400 Personen. Kein Ball fand je statt. Türsteher und Kindermädchen bekamen homerische Namen: Bellerophon etwa oder Ödipus und Iokaste.

Noch im Jahre 1868 wurde Schliemann von dem amerikanischen Vizekonsul, dem Briten Frank Calvert, auf Hisarlik aufmerksam gemacht. Calvert hatte das Britische Museum vergebens um Geld gebeten, um dort graben zu können. Schliemann aber brauchte keine Geldgeber für ein solches Vorhaben.

Zielstrebig begann er mit der Planung der Grabungskampagne. Calvert bat er um eine Liste mit Grabungsgeräten und genaue Anweisungen für weiteres Zubehör: „Soll ich ein Zelt, ein eisernes Bettgestell und Kissen aus Marseille mitbringen? Brauche ich Pistolen, Dolche und Gewehre?“ Trotz dessen Unterstützung unterließ er es, die Verdienste Frank Calverts ins Licht zu rükken. Er stellte dessen Kerze vielmehr tief unter den Scheffel.

Was die Organisation anlangt, so war Schliemann unschlagbar. Seine angeworbenen Ausgräber behandelte er wie ein Boß aus Detroit. Es gab keine technischen Schwierigkeiten, die er als gelernter Kaufmann nicht genial lösen konnte. Daß er einen ausgrabungswürdigen Teil Trojas oder vielmehr Ilions oder vielmehr Hisarliks durch seine Unkenntnis zerstörte, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen. Er zahlte das Lehrgeld, das andere nicht hatten oder nicht dafür hergeben wollten.

Mögen nun seine Verdienste in Mykene und Tiryns auch größer sein als die auf dem Hügel Hisarlik, untrennbar ist Schliemanns Name verbunden mit dem „Schatz des Priamos“, der diesen Namen behielt, obwohl die Fundstücke nicht in die angenommene Zeit des sogenannten Trojanischen Krieges gehörten, sondern in ein Jahrtausend zuvor.

Auch bei dieser Entdeckungsgeschichte steht der Betrug Pate: Schliemann will den Schatz unter Lebensgefahr und mit Hilfe seiner griechischen Frau gefunden haben. Sophia war aber nachweislich nicht in Kleinasien, sondern in Athen. Wie er die wertvollen Teile und Teilchen außer Landes brachte – die Hälfte hätte laut Vertrag dem Osmanischen Reich zugestanden –, darüber schwieg das Ehepaar sich auf immer aus.

Den materiellen Wert des Priamos-Fundes schätzte Schliemann nicht gar so hoch ein, wohl aber die Reputation, die ihm bisher versagt geblieben war. Seine Phantasie schlug Kapriolen. Er fand eine Art Schlüssel zu einem Kasten und meinte daher: „Vermutlich hat jemand aus der Familie des Priamos den Schatz in aller Eile in die Kiste gepackt, diese fortgetragen, ohne Zeit zu haben, den Schlüssel herauszuziehen . . .“ Ein Schlüssel war das nicht, sondern das Fragment eines Meißels.

Schliemanns Ruf als jemand, dessen archäologische Arbeit jeder wissenschaftlichen Systematik entbehrte, ließ sogleich den Verdacht aufkommen, er habe die Fundobjekte während seiner dreijährigen Ausgrabungen zusammengetragen und sie zum Schluß dann sozusagen mit einem Paukenschlag als einmaligen Schatzfund präsentiert. Dem war nicht so, der Fund kam für ihn selbst unerwartet. Daß er seine abwesende Frau mit hineingezogen habe, begründete er gegenüber dem Londoner Museumsdirektor Charles T. Newton mit seiner Absicht, Sophia für spätere Ausgrabungen in Griechenland zu begeistern.

Wozu er tatsächlich fähig war, stellte sich jetzt heraus. Seinen Pariser Bankier Polynice Beaurain bat er (auf französisch), ihm in Paris einen Goldschmied zu besorgen, der absolut vertrauenswürdig sei. Der solle die Objekte kopieren, so daß sie alle antik aussähen. Der türkischen Regierung wollte er dann offenbar ihren Anteil in Form dieser Falsifikate zustellen.

Schliemann hatte auf seinen Brief an den Bankier „Privée“ geschrieben, was er sonst nie tat. Seine härtesten Kritiker behaupteten später, der Schatz habe nur in seiner Phantasie existiert, und er habe das trojanische Gold nach seinen Zeichnungen anfertigen lassen. Soviel Wissen über die Goldschmiedekunst des archaischen Griechenlands dürfte er sich in der kurzen Zeit schwerlich angeeignet haben.

Der Bankier in Paris hatte den Goldschmied und Juwelier Émile Froment-Meurice ausfindig gemacht, der meinte, er könne „jedes Objekt zu einem annehmbaren Preis kopieren“. Beaurain allerdings zog sich aus diesem auch für ihn riskanten Geschäft wieder zurück. Er riet Schliemann, sich selbst mit dem Goldschmied in Paris in Verbindung zu setzen, und fügte als seine eigene Einschätzung der Unternehmung hinzu: „Ich muß nicht betonen, daß man Reproduktionen niemals für Originale halten wird.“ Es kam dann doch nicht zu diesem Geschäft; vielleicht fürchtete Schliemann die vielen Zollschranken.

Frank Calvert behauptete jedenfalls in der Zeitung *Levant Herald*, Schliemann habe auf dem Hügel zwar eine Reihe von Ornamenten und Schmuckstücken gefunden, die Schalen, Krüge und Becher aus purem Gold jedoch bei einem Athener Goldschmied in Auftrag gegeben. Der Beweis dafür fehlt. Schliemann hatte 1878 in Troja an anderer Stelle weitere Ohrringe gefunden, die dem Fund von 1873 vergleichbar waren. Er muß mit seinen Ausgrabungen also wohl doch erfolgreich gewesen sein. Ein goldenes Ge-

BPK

Hochzeitspaar Schliemann (1869): Ballsaal für . . .

SUDD. VERLAG

. . . 500 Gäste: **Schliemann-Palazzo in Athen**

schirr allerdings wie beim Schatz des Priamos kam dabei nicht zutage.

Die führenden deutschen Altertumsforscher Ernst Curtius, Adolf Furtwängler, des Dirigenten Vater, und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff hielten das ganze Schatz-Getue für einen groben Unfug. Letzterer schrieb an seine Eltern:

> Ihr fragt mich nach dem Schatz des Priamos, und anstatt den Quatsch der Journalisten zu glauben, ist es gut, daß Ihr die Wahrheit hört. Denn das Reich des Königs Priamos liegt in demselben Land wie das himmlische Jerusalem, Dantes Inferno, Schillers Böhmische Wälder, das Schloß von König Lear und jenes Island, wo Brunhilde regiert.

Diese Leute brauchte Schliemann nun aber, um anerkannt zu werden. Er hoffte, mit Hilfe von Orden („So viele Orden, wie zu kriegen sind") Kritiker von seiner Seriosität überzeugen zu können. Von dem ihm wohlgesinnten Pathologen Rudolf Virchow erhielt er auf seine Absicht die Antwort: „Wenn ich Sie recht verstehe, so haben Sie Ihre Gedanken auf den Orden Pour le Mérite gerichtet. Das ist nun freilich eine Art von Würfelspiel . . ." Das war es nicht. Dieser Anspruch war zu hoch.

Es waren Leute wie Virchow, die Schliemann stützten. Es waren ausländische Zeitgenossen wie der britische Premier William E. Gladstone, der ihm in England den Weg bereitete. Nur so wurde Schliemann populär. Virchow beriet ihn übrigens auch noch in seinen Ehekalamitäten. Der angesehene Pathologie-Professor und Reichstagsabgeordnete genoß internationalen Ruf. An Schliemanns Grabungen nahm er mit anthropologischem Interesse teil. Virchow war es, der Schliemann wieder für Deutschland zurückgewann.

Das Bismarckreich brauchte, was Schliemann zu bieten hatte

Die *Jenaer Literaturzeitung* bezeichnete Schliemanns Buch „Ilios" von 1881 als „sinnverwirrenden Humbug". Dennoch machte Schliemann seinen „Schatz des Priamos" dem deutschen Volk zum Geschenk. Die Hauptstadt des bismarckschen deutschen Reiches ernannte ihn als dritten Wissenschaftler zu ihrem Ehrenbürger. Stolz erfüllte ihn. Er stand nun auf gleicher Ebene mit Alexander von Humboldt, dem ersten Ehrenbürger, und dem Naturforscher August Boeckh, der als zweiter diese Auszeichnung erhalten hatte. Zwei Emporkömmlinge fanden zueinander. Das Bismarckreich, im Stil einer „Kasinofeier" (Elli G. Kriesch) 1870 errichtet, brauchte ansehnliche Altertümer, wie Schliemann sie zu bieten hatte. Der nun wieder dürstete nach Anerkennung.

Der materielle Preis für die Ausgrabungen war hoch. Schliemann hatte keine Skrupel zu bekennen, daß er im Herzen zwar ein Deutscher, vom Paß her aber Amerikaner sei, wodurch er sich „die ganze amerikanische Nation" zum Feind machte. Nicht immer erscheint uns unser Mann als besonders sympathisch. Schließlich wollte er die Ehrenbürgerwürde auch noch für seine Frau Sophia erreichen, später aber war davon nicht mehr die Rede.

Man kann nun vom Autor nicht erwarten, daß er ausführlich die endlosen Windungen der Ausgrabungen in Troja nachzeichnet. Wohin man da käme, wird aus einem Leitartikel der *Frankfurter Allgemeinen* vom 18. März 1996 aus der Feder Kurt Reumanns klar. Man hat in Troja, wo es ja nach bisherigen Erkenntnissen keine Schrift gab, ein fünf Zentimeter großes Bronzesiegel gefunden, mit hethitischen Schriftzeichen aus

dem zweiten Jahrtausend vor Christus. Auf der einen Seite ist der Name einer Frau, auf der anderen der Name ihres Ehemannes in „luwischer Sprache“ eingraviert. Reumann muß den Atem angehalten haben, als er auf den Beruf des auf dem Siegel eingravierten Mannes stieß: Er war Schreiber.

Man ahnt, wie viele wissenschaftliche und weniger wissenschaftliche Werke die gesamte bisherige Troja-Forschung umstoßen könnten. Hier ist dazu nicht der Platz und nicht die Kompetenz. Einigung über die Forschungsergebnisse wird ohnehin auch in 30 Jahren nicht zu erzielen sein. Sicher ist, daß Heinrich Schliemann *sein* Troja erfunden und in aller Welt populär gemacht hat.

Schon zu Zeiten der Kreuzritter, als Heinrich Schliemann ja wohl kaum bekannt gewesen sein konnte, existierte die Legende von Troja. Eine Münze des Kölner Erzbischofs Hermann II. zeigt auf der Rückseite die Stadt Xanten als „Sancta Troia“. Der Boden der Legende, zumal der des Trojanischen Pferdes, war also im elften Jahrhundert schon bereitet. Es mußte nur einer wie Heinrich Schliemann kommen, ihn umzupflügen.

Nachdem die – nicht immer – „dunklen Jahre“ (1050 bis 750 v. Chr.) zu Ende gegangen waren, war Ilion gleich Troja schon bald eine Pilgerstätte für politische Berühmtheiten, die ihren Homer wie eine Art Bibel unter ihr Kopfkissen legten. So soll es jedenfalls der berühmteste Besucher, Alexander der Große (356 bis 323 v. Chr.), der angeblich sein von Aristoteles redigiertes Exemplar der Ilias stets neben seinem Dolch mit ins Bett nahm, getan haben. Im Jahre 480 v. Chr. besuchte Xerxes, der Perserkönig, den Schauplatz des

Wo immer er konnte, nahm Schliemann den Homer wörtlich

entscheidenden Zweikampfes zwischen Achill und Hektor und opferte der trojanischen Athene tausend Ochsen.

Es hat aber immer auch Leute gegeben, die Homer nicht wörtlich nahmen. Schon Thukydides, der erste kritische Geschichtsschreiber seit Bestehen der Welt, zweifelte die Faktizität des Trojanischen Krieges nicht an, meinte aber etwas geringschätzig, „die Dichter“ (sic!) hätten ihn mehr glorifiziert, als verdient gewesen wäre. Er hatte die Perserkriege und den Peloponnesischen Krieg vor Augen, als er sich mit Troja beschäftigte.

Der sogenannte Schiffskatalog (Ilias, 2. Gesang) nennt 1186 Schiffe mit durchschnittlich 85 Mann an Bord. Und auf wen berief sich Carl William Blegen aus Cincinnati, Ausgräber von 1932 bis 1938? Wiederum auf Thukydides. Blegens Statement:

> Angesichts unseres heutigen Wissens kann man nicht länger daran zweifeln, daß tatsächlich ein historischer Trojanischer Krieg stattgefunden hat, in dem eine Koalition von Achaiern oder Mykenern unter der anerkannten Oberherrschaft eines Königs gegen das trojanische Volk und seine Verbündeten kämpfte.

Viele glauben das heute noch. Viele andere nicht. So stellt der Archäologe Michael Siebler, 39, fest, „ . . . daß bis zum heutigen Tag auch nicht ein einziger unwiderlegbarer Beweis für die Historizität des bei Homer überlieferten Trojanischen Kriegs zu benennen ist, ja, daß bei genauem Hinsehen nicht einmal die Identifizierung von Hisarlik mit einer bronzezeitlichen Stadt namens Troia oder Ilios/Ilion gesichert ist . . .“

Schon Schliemann hatte angesichts jener Troja-Schicht, die er 1871 gefunden zu haben glaubte (heute Troja II genannt), Bedenken bekommen, weil sein

C. HANSMANN / D. HOPPE / NETZHAUT

Troja-Darstellungen im Mittelalter*: Pilgerstätte für Berühmtheiten

Troja (9000 Quadratmeter Fläche) für einen solch gigantischen Heerhaufen nicht geschaffen war, kaum größer als ein Seeräubernest, was es ja wohl auch war. Er gestand daher dem Homer eine gewisse dichterische Freiheit zu.

Schliemanns Nachfolger, der siebenfache Ehrendoktor Wilhelm Dörpfeld, ergrub sich sein Troja VI, und dessen Nachfolger Blegen Troja VII a. Zwischen diesen beiden hat ein getreuer Schliemann-Scholar sich nun zu entscheiden. Oder er läßt beider Theorien fallen und wendet sich der Ansicht des populären Althistorikers Moses I. Finley zu, der kurzerhand vorschlug, Homers Trojanischen Krieg aus der Geschichte der griechischen Bronzezeit zu verbannen. Dem Dichter Homer fiele damit kein Stein aus der Krone.

Wir können uns keinesfalls unter einen Streit mit Fachleuten mischen. Aber auch unsereinem muß immer wieder die Gewißheit aufstoßen, mit der berühmte Professoren uns sehr unsichere Forschungsergebnisse präsentieren.

Es fehlt eben jeder Anhaltspunkt für die Zerstörung von Blegens Troja VII a durch eine Koalition der Mykener. Dörpfelds Troja VI umfaßte bereits 20 000 Quadratmeter. Es soll durch ein Erdbeben zerstört worden sein, das Blegen gern von 1200 v. Chr. auf 1250 v. Chr. vordatieren möchte. Gemeinerweise darf man anmerken, daß Erdbeben die Ultima ratio des Prähistorikers sind. Der Althistoriker Kurt Bittel fand bei einer Führung durch Blegen keinen irgend zwingenden Grund für dessen Annahme.

Jenen anerkannten panhellenischen König aus der Ilias, den Blegen uns vorstellt, hat es wohl nur „von Dichters Gnaden“, so der freche Archäologe Rolf Hachmann, gegeben, in der Phantasie des renommierten amerikanischen Ausgräbers. Der in der Ilias präsentierte „Schiffskatalog“ steckt voller haarsträubender Ungereimtheiten. Aischylos soll, laut Aristophanes in den „Fröschen“, den Homer wegen dessen wertvollen Unterweisungen in Sachen der Kriegskunst gepriesen haben. Dazu der emeritierte Professor John V. Luce vom Trinity College in Dublin: „Als Lehrer der Kriegskunst taugt er nichts.“ Auch dies täte dem Homer keinen Abbruch.

Vier Dinge konnte Schliemann unmöglich preisgeben: Troja, Priamos, Agamemnon und, am allerwenigsten, die nicht faßbare Figur des Dichterfürsten Homer.

Beginnen wir mit Troja: Hier ist zweifelhaft, ob die Burgfeste gemeint ist oder das von ihr beherrschte, „weit durchwanderte Umland“, der Küstenstreifen zwischen den heutigen Flüssen Menderes und Dumrek (bei Homer Skamander und Simoeis). Des Priamos Königshauptstadt heißt meistens Ilios oder Ilion. Troja wird unmißverständlich achtmal in der Ilias und zweimal in der Odyssee erwähnt.

Der sagenhafte Ilos ist ein Sohn des Tros (daher vielleicht die Troer?) und hat Ilion gegründet. Des Ilos Sohn ist der sagenhafte Laomedon, dem Poseidon die Mauern gebaut hat, und Laomedon ist nun wieder der Vater des nicht minder sagenhaften Priamos – graue Vorzeit mithin.

Das Grab des Tros wird in der Ilias nicht weiter lokalisiert, das des Laomedon (den im übrigen Herakles erschlagen hat) liegt angeblich zwischen dem Skäischen Tor (nicht gefunden) und dem Schiffslager der Griechen (nach dem neuerdings wieder gesucht wird).

Was uns noch fehlt, ist eine direktere Abstammung des Priamos von Zeus. Aber siehe, es gibt sie. Er ist ein Ur-Ur-Ur-Enkel des Dardanos, und dieser nun wieder ein Sohn des Zeus und der Elektra. Er hat Dardania gegründet, am Fuße des Gebirgszugs Ida, wo Zeus seinen Aussichtsplatz hat und wo ihm reichlich Speise- und Trankopfer dargebracht werden. Das weiß der Göttervater zu schätzen.

In Dardania herrschte damals Äneas, der laut Ratschluß der Götter aus dem brennenden Troja flieht, den greisen Vater Anchises auf dem Buckel, den kleinen Sohn Askanios an der Hand. Er wird der Stammvater so vieler Königsgeschlechter werden. Ein Sohn der Aphrodite ist er auch, das Techtelmechtel zwischen ihr und Anchises hat am Fuße des Berges Ida stattgefunden. Der Sohn Äneas wird von Poseidon durch ein Trugbild vor den Schlägen des Halbgottes Achill bewahrt.

Die julische Herrscherfamilie, namentlich Julius Cäsar und sein Adoptivsohn Augustus, leitete ihre Herkunft von den Troern, von Äneas, ab.

Als Tarent den König Pyrrhus von Epirus gegen die Römer zu Hilfe rief, stellte die Gesandtschaft dem König vor Augen, als Nachkomme des Achill sei er berufen, sich an den Nachkommen des Äneas zu rächen. Ob dieses Argument den König beeindruckt hat, wissen wir nicht. Wir kennen aber das Ergebnis: den berühmten „Pyrrhus-Sieg“.

Die Dardaner kämpfen mal selbständig an der Seite der Troer, mal verschmelzen sie mit ihnen. Von der Wohnstatt der Dardaner heißt es beim Ilias-Herausgeber Hans Rupé, die genaue Lage sei „unsicher“.

Wo immer er konnte, suchte Schliemann den Homer wörtlich zu nehmen. So rannte er dreimal, wie Hektor, aber ohne Rüstung, um das bis dahin favori-

* Kolorierter Holzschnitt, Straßburg 1502: Das Trojanische Pferd vor dem verlassenen Zeltlager der Danaer; „Sancta Troia“-Münze des Kölner Erzbischofs Hermann II. (von 1036 bis 1056).

sierte Bunarbaschi. Nicht zuletzt, weil er diesen Rundlauf nicht schaffte, gab er Bunarbaschi als den Zielort seiner Bemühungen auf. Anders als heute gab es dort damals keine Schilder „Hier starb Hektor“ oder „Hier geht’s nach Troja“.

Es scheint in der Ilias so, als trieben die sich langweilenden Götter mit den sterblichen Menschen ihre Spielchen. Zwar ist Zeus der Obergott, aber er nimmt Rücksicht (siehe Wotan) auf seine Kollegen, besonders auf seine Schwester und Gemahlin Hera, die er herzlich haßt. Seine Macht teilt er mit der „Moira“, dem „Schicksal“, beispielsweise, wenn es gilt, das Geschick des Achill gegen das des Hektor wie beim Schlachter abzuwiegen.

Mit der „homerischen Frage“ wollen wir uns nur kurz befassen. Eben weil sie für Schliemann gar nicht existierte. Wer war Homer, unter dessen Namen die „Ur-Romane des Abendlandes“ (Jean Paul), die „Ilias“ und „Odyssee“, erschienen sind? Wir wissen nichts. Er soll in Smyrna geboren sein (Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff), aber das ist so gewiß wie die Behauptung im „Faust“, daß die Gebeine von Frau Marthe Schwerdtleins Ehemann an geweihter Stätte in Padua ruhen. Ein gewisser Homeros (ionisch) oder auch Homaros (äolisch) wird genannt. War er blind? Die Bildhauer liebten blinde Sänger.

Wann hat er gelebt? Vor oder gleichzeitig mit dem Epiker Hesiod, das würde bedeuten: in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts vor Christus. Aber was dem einfachen Leser auf Anhieb zweifelhaft scheint, wird heute auch immer weniger geglaubt: Der (oder die) Verfasser der Ilias sei derselbe gewesen wie der (oder die) der Odyssee; sie knüpft äußerlich an die Ilias an, aber nicht stilistisch und in ihrer Weltsicht.

Ideal für Handel, ideal für Feindschaften

Die Ilias ist der Beginn der schriftlich niedergelegten abendländischen Dichtkunst überhaupt. Allgemein läßt man den Niedergang der mykenischen Palastkultur, in deren Zusammenhang man das sonst unbekannte Ilion/Troja stellt, im ausgehenden dreizehnten Jahrhundert beginnen. Zahlreiche Paläste sind damals samt den Verwaltungsstrukturen untergegangen. Palast meint hier einen gehobenen Gutshof, wie man ihn in Pylos ausgegraben hat. Die Schrift soll damals mit untergegangen sein.

Aber die mythischen Heldengesänge der Barden überdauerten, zumindest drei, wenn nicht vier Jahrhunderte, die man die „dunklen“ nennt. Von wem

BPK

Troja-Ausstellung im Gropius-Bau in Berlin (1881)*
Zum Ehrenbürger ernannt

das Grundkonzept der Gesänge stammt, wenn es denn eines gab, wissen wir aber nicht. Erdbeben sind nachweisbar, aber waren sie der einzige Grund für das Verschwinden dieser Kultur? Feuersbrünste gab es, aber wodurch? Hatten die dorischen Einwohner aus dem Norden damit zu tun, und wie groß war ihr Anteil? Oder die nicht näher zu bezeichnenden „Seevölker“?

Es gibt zu viele Theorien, wir müssen sie mit dem britischen Archäologen Anthony Snodgrass verkürzen. Er spricht von einer „schweren ökonomischen, sozialen und demographischen Rezession“ in der damaligen Zeit. Das Leben ging weiter, wenn auch sehr viel bescheidener.

Die späteren Griechen übernahmen die Konsonanten von den Phöniziern und schufen durch Vokale das heutige Alphabet.

Am Ende steht nur fest, daß es auf dem Burgberg Hisarlik eine ideal gelegene Befestigung gab, ideal für Handel, ideal für Seeräuberei, ideal für Feindschaften. Aus den Dardanellen konnte man leicht herauskommen, aber nicht leicht hinein, weil die Winde ungünstig waren und man die Kunst des gegen den Wind Kreuzens noch nicht verstand.

Mag sein, daß Troja nicht auf dem Hügel von Hisarlik gelegen war, aber andere Vorschläge wird nun wohl niemand mehr machen. Nur bleibt die unüberbrückbare Diskrepanz zwischen dem homerischen Troja, Blegens VII a eingeschlossen, und dem Stand der Ausgrabungen, wie der britische Forscher Denys Page sie 1959 beschrieb:

> Ein erbärmlich ungemütliches Troia, heruntergekommen und ganz und gar mitleiderregend. Ein Netz unwürdiger Unterkünfte breitete sich nach rechts und links aus und nach innen über die Fundamente der großen Paläste von einst . . . Finstere kleine Hütten mit dünnen Wänden und nur einem Raum, kaum möbliert, grenzten an die Stadtmauer, eine Beleidigung für das Auge und eine Verletzung des Stolzes.

Weshalb der unbestreitbare, aber auch unbeschreibbare Untergang der mykenischen Palastkultur? Wie konnte der durch den angeblichen Sieg des „Hirten der Völker“ Agamemnon über Troja ausgelöst werden? Das muß nun vollends rätselhaft bleiben, jedenfalls nach Lektüre der Ilias. Die Odyssee bietet vom Trojanischen Krieg denn auch ein beträchtlich anderes Bild.

Der „gerenische Greis“ Nestor, König in Pylos, meist auch als Rossebändiger gekennzeichnet, erweckt geradezu den Eindruck, als hätten nicht die Hellenen Troja, sondern die Trojaner

Er hatte der Archäologie neue und kräftige Impulse gegeben

das Schiffslager der Griechen belagert, und mit Mühe („kaum“) habe Zeus den Achaiern (gleich Danaer, gleich Griechen) den Sieg beschert.

Nestor kann die Mühsale nicht alle aufzählen, die es gekostet hat, „die große Stadt“ des Priamos zu erobern. Sie ist ja auch nicht erobert worden. Das Trojanische Pferd des listenreichen Odysseus mußte her, um der Phantasie des Dichters Genüge zu tun.

Daß sie als Seeräuber tätig waren, bestätigen beide, Nestor und Odysseus. Es mag sich also beim Trojanischen Krieg um mehrere Räubereien über Jahre hin und her gehandelt haben. Daß selbst der große Homer bisweilen schläft, daß namentlich die Ilias voller Ungereimtheiten steckt, daß er manchmal „einnickt“, haben schon die

AKG

Kaiser Wilhelm II. (2. v. l.) auf Korfu 1911*: Steinchen hin und her geschoben

* Oben: zeitgenössischer Holzstich mit Heinrich Schliemann und Ehefrau Sophia; unten: mit Wilhelm Dörpfeld (l.) bei der Ausgrabung des antiken Gorgo-Tempels bei Garitza auf Korfu.

Alten erkannt. Und Horaz, der diese Beanstandungen auch geltend macht, entschuldigt den Dichter, weil er so viele Verse habe schreiben müssen.

Ein Homer, der den Hexameter erfunden hat, müßte zweihundert Jahre vor jenem anderen Homer gelebt haben, der die schriftliche Bearbeitung letzter Hand vorgenommen hätte.

So liegt der Vergleich mit einem Dom nahe, den der Altphilologe Wolf Hartmut Friedrich in seinem Nachwort zu den beiden Epen zieht. „Man wird mit etlichen Homers rechnen“ müssen, schreibt er, so wie man bei einem Dom mit mehreren Baumeistern rechnen müsse. Aber das „lebendige Prinzip“ bleibe, und damit die Stifterfigur des göttlichen „selbstgelehrten“ Sängers Homer.

Heinrich Schliemann wußte, als er am zweiten Weihnachtstag 1890 in Neapel starb, daß er nicht den Schatz des Priamos ausgegraben hatte, nicht das Skäische Tor, auch nicht den Palast des Priamos und nicht die Mauer, um die Achill den Hektor dreimal gejagt haben soll. Aber er wußte auch, daß er der Archäologie neue und kräftige Impulse gegeben hatte. Ohne ihn hätte Kaiser Wilhelm II. schwerlich mit einem eigens für ihn gefertigten Besteck auf Korfu Steinchen hin und her geschoben. Schliemanns Einbildungskraft hatte sich selbständig gemacht. Er hatte, wie sein Nachfolger Dörpfeld ihm nachrief, „genug getan“.

Was suchte Schliemann in Neapel? Die Bahn-Schiffs-Verbindung Paris–Neapel–Athen war die schnellste, er wollte zu Weihnachten bei seiner Familie sein. Er, der sich nie geschont, der seine Gesundheit doch auch im Dienste der Wissenschaft verbraucht hatte, bekam im Zug so heftige Schmerzen, daß er beschloß, in Neapel ärztliche Hilfe zu suchen. Frau Sophia telegraphierte er: „Wartet mit dem Weihnachtsfest auf mich – stop – ärztliche Hilfe erforderlich – stop – keine Sorge – stop – Henry.“

Der vom Besitzer des Grand Hôtel besorgte Arzt, Dr. Cozzolino, wollte ihn in eine Klinik einweisen. Schliemann lehnte ab. Statt dessen bestand er darauf, noch einmal Pompeji zu sehen. Der Arzt warnte ihn: „In Ihrem Zustand? Und bei diesem Wind?“ Dann entschloß er sich, den störrischen Patienten zu begleiten.

Da Schliemann kaum hören und kaum sprechen konnte, stolperten die beiden Männer schweigend durch die menschenleeren und zugigen Ruinen. Schliemann schien den Ausflug wie einen Frühlingstag zu genießen. Erst später begriff der Arzt, daß sein Patient in den antiken Ruinen den Tod gesucht hatte.

Zurück im Hotel, saß er im Foyer und starrte ausdruckslos vor sich hin. Während der Nacht ging es ihm immer schlechter. Am nächsten Morgen schlich er sich zu Fuß aus dem Hotel zu seinem Doktor, brach aber bewußtlos zusammen.

BPK

Troja-Konferenz (1890)*: Wartet mit dem . . .

AP

. . . Weihnachtsfest auf mich: **Schliemann-Grab in Athen**

Die Polizei brachte den „Betrunkenen“ ins nächste Krankenhaus. Man nahm ihn dort nicht auf, weil er weder Geld noch Papiere hatte, nur ein Rezept von Dottore Cozzolino. Der erschien, und Schliemann wachte auf. Mit Händen und Füßen machte er klar, daß er ins Hotel zurückwollte.

Vier Männer trugen den schmächtigen Körper durchs Foyer. Dort saß der Pole Henryk Sienkiewicz. Der Hoteldirektor flüsterte dem späteren Autor von „Quo vadis?“, Nobelpreisträger von 1905, zu: „Das ist der große Schliemann.“ Der Schriftsteller will geantwortet haben: „Er hat sich Unsterblichkeit verdient.“

Am 26. Dezember traten um die Mittagszeit acht Ärzte zu einem Konsilium im Hotel zusammen. Beschluß: Trepanation – Schädelöffnung.

Es kam Gott Dank nicht mehr dazu. Der Patient im Nebenzimmer war gestorben. Staatsakt in Athen. Virchow kam und sprach, Kaiser Wilhelm II. telegraphierte, William E. Gladstone kondolierte der Witwe handschriftlich. Selbst Ernst Curtius, der Ausgräber Olympias, streckte generös die Waffen.

Anderthalb Jahre zuvor hatte Schliemann auf der Weltausstellung in Paris den halbfertigen Eiffelturm bestiegen. Gustave Eiffel war ein Selfmademan seines Schlages. Bewundernd stellte der Mecklenburger fest, daß die zweite Terrasse schon viermal so hoch war wie der Kirchturm im heimischen Ankershagen.

So kam es, daß der Trojanische Krieg als historische Tatsache in die Geschichte einging. Der Nachweis war nicht zu führen, dennoch wurde die Historizität des Trojanischen Krieges „zum Axiom für ein abgerundetes Bild von der griechischen Frühgeschichte“, so Rolf Hachmann 1964. Wem sonst verdankte man dies als dem verrückten und besessenen Heinrich Schliemann, der als völliger Außenseiter in die Domäne der Wissenschaftler eingebrochen war und sie mit Entdeckungen konfrontierte, die beispiellos waren.

Inzwischen dient der damals schon wertvolle, heute noch viel wertvollere Schatz des Priamos einem Gerangel zwischen Deutschen und Russen. Sowjetische Soldaten hatten dieses Geschenk Schliemanns an das deutsche Volk 1945 als Beutegut aus Berlin verschleppt.

Als Schliemann seinen Assistenten Dörpfeld nach der Echtheit des Schatzes befragte, schwieg der verlegen-rücksichtsvoll. Dieser Situation verdanken wir den einzigen überlieferten Witz Heinrich Schliemanns: „Nun gut, dann ist es eben der Schatz des Herrn Schulze.“

Schulzes Schatz wird uns, sollten wir ihn zurückkaufen, teuer zu stehen kommen. Schliemanns Troja aber wird so oder so Bestand haben. ❑

* Mit Heinrich Schliemann (links vorn), Wilhelm Dörpfeld (links hinten), Ehepaar Calvert.